

Grübeleien eines alten Mannes oder Vom respektlosen Umgang mit sieben Tabus

Zum 91. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution

Vor kurzem flatterten mir zum ersten Mal einige Ausgaben des „RotFuchs“ auf den Tisch.

Welch eine Entdeckung! Nach all den Jahren der Berieselung mit den verdummenden Ergüssen westlicher Medien endlich wieder klare Worte, kluge Gedanken. Es war wie eine Heimkehr in vertraute Gefilde, wie die Wiederentdeckung einer verloren geglaubten Heimat. Beigelegt waren die „Leitsätze“ des „RotFuchs“-Fördervereins. Sie sind in allen Punkten unterschriftsreif. Auch das Bekenntnis zum Roten Oktober. Na klar! Was sonst?! War doch diese Revolution der Ausgangspunkt für 70 Jahre sozialistischer Staatlichkeit – und für den größten Scherbenhaufen der Geschichte, in dem auch unsere Träume, Hoffnungen, unsere Arbeit und unser Erbe liegen. Was nun? Oktober ja oder nein?

Tausende, Zehntausende von uns grübeln und forschen nach den Ursachen unserer Niederlage. Viele Gründe wurden genannt; im „RotFuchs“ sind sie nachzulesen. Personen werden beschuldigt, das Nichtfunktionieren von innerparteilicher Demokratie wird beklagt; in der Mehrheit werden subjektive Ursachen angeführt. Doch wissen wir nicht, daß das Sein das Bewußtsein bestimmt? (Bei aller Klarheit über die „Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte“.) Konnten die Verantwortlichen also letztendlich nicht anders handeln, als sie es taten? Zurück zum Oktober. Wenn wir davon ausgehen, daß die treibende Kraft der bürgerlichen Revolution das Bürgertum und die der sozialistischen Revolution die Arbeiterklasse ist, dann steht doch nicht nur die Frage, ob die Arbeiterklasse die bestimmende Kraft der Oktoberrevolution war, sondern auch, ob das tragende Motiv der Mehrzahl der Handelnden der Wunsch nach Sozialismus oder die Sehnsucht nach Frieden war. Daß die Arbeiter von Petrograd (ja, eben von Petrograd – und wo sonst noch von Gewicht im Lande?) die Hauptkraft der Oktoberrevolution waren und unter der Führung der Bolschewiki mit dem Ziel einer sozialistischen Gesellschaft agierten, wird niemand bestreiten wollen. Kaum zu bezweifeln aber ist doch, daß das Millionenheer der in Soldatenröcke gesteckten Bauern vor allem zwei Ziele hatte: Frieden und Boden. Und das alles in einem Lande, das von einer entwickelten bürgerlichen Gesellschaft meilenweit entfernt war, das also, wenn wir theoretisch konsequent sein wollen, noch gar keine objektiven Voraussetzungen für eine die

bürgerliche Gesellschaft überwindende sozialistische Revolution aufwies.

Reifegrad der Gesellschaft

Ich weiß, es ist ein Tabu, das ich jetzt berühre. Aber: Ist unter diesen Gesichtspunkten die Oktoberrevolution nicht (bei allen konkreten historischen Unterschieden natürlich) vergleichbar mit den Sklavenaufständen, dem Bauernkrieg und anderen revolutionären Erhebungen, die notwendig scheitern mußten, weil die objektiven Voraussetzungen nicht reif



Nikolai Tomskis Relief „Oktober“

waren für eine von diesen Kräften getragene neue höhere Gesellschaftsformation? Müssen wir, dürfen wir jetzt, nach dem Zusammenbruch dessen, was wir mit Leib und Seele für eine sozialistische Gesellschaft hielten, uns nicht fragen, ob wir nicht deshalb Schiffbruch erlitten, erleiden mußten, weil wir von vornherein auf verlorenem Posten standen, weil wir zwar für die gerechteste Sache der Welt stritten, aber auf einem Boden, der für eine Expropriation des Kapitals einfach noch nicht reif war?

Nehmen wir Lenins „Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“. (Daran zu mäkeln ist sicher ein zweites Tabu!) Wer seine brillanten Analysen des Konzentrationsprozesses des Kapitals heute noch einmal liest, kann seine Weitsicht nur bewundernd bestaunen. Zur gleichen Zeit aber wissen wir aus Sicht unserer heutigen Kenntnisse, daß die Zusammenschlüsse jener Zeit Kinderspiele waren im Vergleich zu dem, was wir heute unter dem Euphemismus Globalisierung erleben. Fazit: Die kapitalistische Welt zur Zeit der Oktoberrevolution war eben noch ein Riesenstück weg vom „höchsten Stadium des Kapitalismus“, eben jenem Zeitpunkt, in dem die Geschichte reif ist für eine Revolution, die zur sozialistischen Gesellschaft führt. Ein drittes, mit dem vorhergehenden eng verbun-

denes Tabu in unseren Diskussionen in Vergangenheit und Gegenwart ist jenes von der Möglichkeit, den Sozialismus in einem Lande aufzubauen. Was jahrelang, jahrzehntelang Gegenstand heftigster Auseinandersetzungen war, hat sich – aus meiner Sicht – durch die geschichtlichen Tatsachen erledigt. Schlicht gesagt: Es hat eben nicht funktioniert.

Endphase noch nicht erreicht

Es hat sich gezeigt, daß der weiter bestehende Kapitalismus seine Ressourcen in so unerwartetem Maße entwickeln konnte, daß seine materiellen Ergebnisse zu Verlockungen für die Menschen in unseren Ländern wurden. Ein profanes Beispiel: Wartburg und Lada (wären sie nur in ausreichenden Mengen vorhanden gewesen!) hätten die Wünsche „unserer Menschen“ weithin erfüllt; keiner hätte nach Mercedes und BMW geschickt, wenn im VEB Wolfsburg ein Trabi mit Viertaktmotor produziert worden wäre. Anders gesagt: Wäre die Novemberrevolution in Deutschland nicht gescheitert und die ungarische Räterepublik und all die anderen Kämpfe jener Zeit,

die das Werk des Oktober auch in anderen Ländern zustande bringen wollten, dann wäre der Sozialismus eben nicht nur in einem Lande zum Siege gekommen, und die Geschichte wäre anders verlaufen. Schon wieder die Axt an eine der Stützen unseres Geschichtsbildes gelegt? Und wenn?

Erkenntnisse oder Dogmen

Müssen wir nicht endlich den Mut aufbringen, nach unserer katastrophalen Niederlage alle, aber auch wirklich alle Thesen auf den Prüfstand zu stellen? Daß die politische Macht der durch das Kapital Ausgebeuteten und das gesellschaftliche Eigentum an den wichtigsten Produktionsmitteln eine solche Prüfung mit Bravour bestehen würden, darin dürften wir uns alle einig sein. Daß aber die (von Stalin mit Todesurteilen und Lagerhaft bestrafte) Zweifel am möglichen Sieg des Sozialismus in einem Lande vielleicht doch nicht ganz unberechtigt waren, darüber müßten wir zumindest streiten dürfen.

Denn die Konsequenz daraus führt uns zu zwei weiteren Tabus: Der Sieg der Sowjetunion über die faschistischen Aggressoren sei ein Sieg des überlegenen sozialistischen Gesellschaftssystems – so hörten wir es zumindest jahrzehntelang im Parteilehrjahr und anderswo. Nur: Solange der Krieg von sowjetischer Seite als eine Verteidigung des sozialistischen Staates

„Jetzt liegt uns bereits eine recht beträchtliche internationale Erfahrung vor, die mit voller Bestimmtheit erkennen läßt, daß einige Grundzüge unserer Revolution nicht örtliche ..., sondern internationale Bedeutung haben. ... Natürlich wäre es ein großer Fehler, diese Wahrheit zu übertreiben und sie auf mehr als einige Grundzüge unserer Revolution auszudehnen. Ebenso wäre es verfehlt, außer acht zu lassen, daß nach dem Sieg der proletarischen Revolution, sei es auch nur in *einem* der fortgeschrittenen Länder, aller Wahrscheinlichkeit nach ein jäher Umschwung eintreten, daß nämlich Rußland bald danach nicht mehr ein vorbildliches, sondern wieder ein (im ‚sojwjetischen‘ und im sozialistischen Sinne) rückständiges Land sein wird.“

(W. I. Lenin: *Der „linke Radikalismus“, die Kinderkrankheit im Kommunismus*)

geführt wurde, hagelte es Niederlage auf Niederlage. Als dann Stalin in höchster Bedrängnis die These vom „vaterländischen“ Krieg zum Leitmotiv machte, als er die alten russischen Uniformutensilien und Militärränge wieder einfuhrte, der „Roten“ Armee ihren traditionsreichen Namen nahm und die orthodoxe Kirche um den Segen für die Truppen bat, kurz, als sich der Krieg auf russischer Seite zu einem Kampf für die Verteidigung des heiligen Mütterchens Rußland wandelte, da endlich wendete sich langsam das Blatt zum Guten. Daß das Problem komplexer ist, weiß ich auch! Da war die Liquidierung eines großen Teils der führenden sowjetischen Militärskader durch Stalin, seine Mißachtung der Warnungen Richard Sorges, dann auch das, was die Analytiker die „langwirkenden Faktoren“ nennen. Da war der Terror der Faschisten z. B. gegen die ukrainische Bevölkerung, die sich zu großen Teilen zunächst eine „Befreiung“ von der russischen Vormacht erhofft hatte und erst dann einen heldenhaften Partisanenkampf begann, als die Illusionen zerstoßen. Und nach dem Ende der SU: Vehemenz und Tempo des Abspaltungsprozesses der nichtrussischen Unionsrepubliken dürften ein weiteres Signal dafür sein, daß (fünftes Tabu) die vielgerühmte Stalinsche Nationalitätenpolitik nur ein dürftiger Schleier für die russische Hegemonie in jenen Gebieten war. Bei allen meinen vielen Besuchen in 15 Unionsrepubliken und 12 Autonomen Gebieten war nicht zu übersehen, daß zwar der „erste Mann im Staate“ stets ein Angehöriger der jeweiligen Völkerschaft, daß aber hinter diesem Aushängeschild immer der erste für „Inneres und Sicherheit“ zuständige Stellvertreter ein Russe war. Daß fast alle diese Gebiete in der Zeit der Sowjetunion einen gewaltigen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung nahmen, ist dazu kein Widerspruch. Es gehört nicht einmal zu den Absonderlichkeiten der Geschichte, daß der

„Promoter“ dieser Russifizierungspolitik ein Georgier war; Konvertiten waren schon immer die eifrigsten Diener ihrer neuen Herren.

Lenin lehnte Annexionen ab

Daß Stalin den Krieg mehr als nationalen Befreiungskampf denn als Verteidigung des Sozialismus führte, wird nicht zuletzt aus den, na, sagen wir „Gebietswegnahmen“ deutlich, die alle europäischen Nachbarstaaten der Sowjetunion betrafen und die auf Jahrzehnte hinaus das Klima für ein freundschaftliches Verhältnis der Völker jener Länder zur UdSSR gründlich verderben. Daß Genossen, die Zweifel an der Klugheit dieser Annexionspolitik anmeldeten, rigoros zum Schweigen gebracht wurden, zeigt genau wie das Tabu, das dieses Thema umgab, daß diese Politik in diametralem Gegensatz zu Lenins Linie vom Frieden ohne Annexionen stand. Daß in Polen diese vierte „Verschiebung“ seiner Ostgrenze durch „Rußland“ Erbitterung auslöste, die dann in gleichermaßen antirussischen wie antisozialistischen Aktionen zum Ausbruch kam, gerade darin ihre Ursache hatte, das ist wohl unstrittig. Das „hätte“ und „würde“ hilft uns nur dann weiter, wenn wir es nutzen, um unser Geschichtsbild zu korrigieren und den Weg für künftige sozialistische Politik zu konkretisieren.

Und um kein Fettnäpfchen auszulassen, hier das sechste Tabu: Die brüderliche Gemeinschaft der sozialistischen Staaten.

Hier spare ich mir Details. Nach fünf Jahren der Tätigkeit als Moskauer Korrespondent des „horizont“ und zwanzig Jahren Arbeit im MfAA, bzw. in Botschaften in Ost und West kann ich nicht den Schluß ziehen, unsere Republik habe außenpolitisch die volle Souveränität besessen. Daß die politische Bevormundung durch die hoffnungslose wirtschaftliche Abhängigkeit noch verschärft wurde, wissen Genossen, die im Außenhandel tätig waren, mit Tausenden von Beispielen zu belegen. In den anderen Ländern der Gemeinschaft war es genauso oder ähnlich. Sechs Jahre lang habe ich in Ungarn selbst erlebt, wie klassenverbundene Genossen hin- und hergerissen waren zwischen den offenkundigen Ungereimtheiten unseres Weges und der Notwendigkeit, ihn mitzugehen, weil die Alternative dem Gegner hätte nutzen können. Gefangen zwischen den Mühlsteinen eines historischen Prozesses, der, wie mir scheint, seinen Anfang dort nahm, wo eine Revolution ein Ziel anstrebte, für das zu jener Zeit weder die gesellschaftlichen noch ökonomischen Bedingungen reif genug waren.

Ja zum Roten Oktober

Also ja oder nein zum Roten Oktober? Die Antwort heißt nicht ja, sondern dreimal laut gerufen „Ja!“ Zum ersten, weil der Sieg von Petrograd den Ausbeutern dieser Welt gezeigt hat, daß ihre Herrschaft nicht gottgegeben und nicht unendlich ist, weil sie Millionen von Ausgebeuteten ein Beispiel gibt, wie Ketten abzuschütteln sind. Zum zweiten haben die aus dem Oktober erwachsende Sowjetunion und ihre Weggefährten über viele Jahre den Frieden der Welt gesichert und das verhindert, was die USA heute überall anrichten. Und zum dritten haben wir nun Hoffnung, auf unserem weiteren Weg jene Fehler zu vermeiden, die wohl in jener historischen Situation unvermeidlich waren. Summa summarum: Haben wir verloren, weil wir verlieren mußten, weil der Rote Oktober zur falschen Zeit am falschen Platz stattfand, weil die Revolution in einem Lande steckenblieb, weil die Sowjetunion nicht das war, was sie hätte sein müssen, weil Annexionen und Vormundschaft die Gleichberechtigung der Bruderstaaten nicht zustande kommen ließ, weil, weil ...? So viele Fragen, so wenig Antworten. Suchen wir weiter. Unser Weg ist noch nicht zu Ende ausgesprochen. Wir sind nur ein Glied in einer langen Kette: „Die Enkel fechten's besser aus ...“



Der erste Beschluß der Sowjetmacht – Lenins Dekret über den Frieden (Collage Karlheinz Effenberger)

Dr. Franz Köhler

Im Weiten Land

Vom Farbenkampf schwarzer und roter Hühner

Der Hühnerhof lag im Weiten Land. Mitten durch das Land zog sich ein tiefer Graben. So wußten die Hühner voneinander, aber nur wenige flatterten von einer Seite auf die andere. Und weil es seit vielen Jahrzehnten so war und es auch bis in alle Zeiten so bleiben würde, hatte man sich jenseits und diesseits des Grabens eingerichtet.

Das Weite Land und die Hühner und Hennen auf der einen Seite des Grabens waren anders als die auf der anderen Seite. Man krähte anders, scharrte anders. Die einen trugen ein schwarzes Federkleid, die anderen schmückte ein rotes.

Gerade um das verschiedenfarbige Federkleid wurde lauthals gekräht. Sie nannten dieses Posierverhalten Farbenkampf. Dieser Farbenkampf bestimmte ihr ganzes Hühnerdasein. Und so nahm es nicht wunder, daß die mit dem ganz schwarzen Gefieder auf der einen Seite und die mit dem ganz roten Gefieder auf der anderen Seite auch das höchste Ansehen genossen. Sie hatten das Sagen. Sie und ihr Gefolge scharrten Hügel. Von denen herab zeigten sie kraftvoll aufgeplustert ihr schwarzes und rotes Gefieder. Und weil da oben auf den Hügeln die Sonne mehr wärmte als darunter, taten es ihnen viele nach. Und wieder andere denen und so weiter. So veranstalteten sie regelrechte Farbenschauspiele. Aber die Hühner, besonders die Hähne, waren recht streitsüchtig. Wenn es um gutes Futter, kraftvolles Krähen und gute Brutpflege, vor allem aber um das schwarze oder rote Äußere ging, schubsten sie schon mal unter ihresgleichen. Besonders lautstark aber krähten sie über den Graben. Die Eifrigsten unter ihnen scharrten mit ihren scharfen Krallen den Boden auf und warfen den Dreck in Richtung des tiefen Grabens. Farbenkampf ganz nach Hahnenart.

Auf der einen Seite war ein besonders hoher Hügel aufgeworfen. Dort hatte sich seit Jahren ein ganz gewichtiger Hahn eingerichtet. Die mit dem schwarzen Gefieder nannten ihn „stattlich“, die anderen mit dem bunten Gefieder einfach nur „fett“.

Der „große Hahn“ hatte „großes Gewicht“ und „Freunde“ weit außerhalb des Weiten Landes. Die Hähne, die dort ihre Hügel aufgeworfen hatten, waren ihm ähnlich, sie krähten wie er, sie plusterten sich auf wie er, und sie hatten schwarzes Gefieder, wie er es trug und seine Gefolgschaft. Seine Freunde kamen aus der Richtung, in der abends die Sonne unterging.

Deren Obere samt Gefolge wußten um den Farbenkampf im Weiten Lande. Und da sie die Hühner mit dem roten Gefieder auch nicht mochten, schickten sie dem fetten Hahn Futter und allerlei schwarze Gerätschaften, passend zum schwarzen Gefieder.



Eine alleinerziehende Mutter, endlich ein neuer Job. Der Lohn: 4 Euro brutto die Stunde – Die Bildunterschrift und die beiden weiteren Illustrationen dieses Beitrags wurden „Publik“ (ver.di) entnommen.

Das Weite Land diesseits des großen Grabens war schon reich an saftigen Wiesen und ertragreichen Feldern und wurde durch die Hilfe der anderen schwarzen Hähne noch reicher. Es ging den Hähnen und Hennen gut. Einigen wenigen ging es weniger gut, sie hatten nichts zu scharren, und folglich hatten sie weniger Körner. Die satten Hühner duldeten die hungrigen Hühner nur widerwillig. Sie wurden aus dem allgemeinen Hühnerhof-Leben ausgestoßen und als faul und nicht brutfähig mitleidig beäugt. Meist trugen die auch kein rein schwarzes Gefieder, meist ein farbiges. Und so waren sie auch keine Verbündeten im Farbenkampf.

Auch die Hühner auf der anderen Seite des tiefen Grabens, die roten, auch sie hatten einen ganz roten Hahn, dem sie folgten. Er war nicht fett, er war eher zäh. Wenn er den Schnabel aufriß, klang sein Krähen manchmal ganz schrill. Manchmal versagte ihm auch die Stimme. Es war wohl eine Folge des lebenslang geführten Farbenkampfes. Das dortige Weite Land war kleiner, und der Hügel, auf dem der obere Hahn mit seiner Riege Hühnergeschäfte betrieb, vergleichsweise niedriger. Aber das kleine Weite Land hatte die gleichen saftigen Wiesen und ertragreichen Felder. Auf ihnen scharrten und kratzten alle unaufhörlich, manchmal auch des bloßen Scharrens willens. Auch die Hühner im kleinen Weiten Land hatten Freunde. Sie kamen aus entgegengesetzter Richtung, von dort, wo die Sonne morgens aufging.

Diese Freunde brachten auch Futter und Gerätschaften für das Scharren. Die Hähne und Hennen zahlten es mit Eiern, mit Eiern, die sie oftmals selbst gebraucht hätten.

Die Freunde aus dem Lande, in dem die Sonne morgens aufstieg, trugen auch ein rotes Gefieder. Sie waren größer, älter und im Farbenkampf erprobt. Und so wurde durch das kleine Weite Land gekräht, auf daß es alle Hähne und Hennen wohl befolgten: Von den Freunden lernen, heiße krähen lernen.

Der schwarze Hahn mit seinem schwarz gefiederten Gefolge und deren Freunde mit den schwarzen Federn aus dem Lande, wo die Sonne abends versank, krähten aus vollem Halse hin zum tiefen Graben, hinüber zum kleinen Weiten Land.

Von deren Seite hallte das Krähen derer mit dem roten Gefieder und derer rotbefiederter Freunde aus dem Lande, wo morgens die Sonne aufstieg, wider.

So war es schon seit langer Zeit. Was die Hähne krähten und die Hennen gurten hörten die Jüngsten schon in den Eiern und gurten es als Küken und Junghähne und -hennen nach. Es schien, als würde der Farbenkampf ewig sein.

Nun trug sich aber zu, daß viele junge Hähne und Hennen nicht mehr ganz schwarz und nicht mehr ganz rot gefiedert sein wollten. Sie wollten genauso farbenfroh aussehen wie der Regen- oder Sonnenbogen, der das Weite Land hin und wieder einmal überspannte – von da, wo die Sonne morgens aufstieg bis da hin, wo die Sonne abends niederstieg. Ja, so



farbig wollten sie sein, besonders jene im kleineren Weiten Land scharren sich zu großen Haufen zusammen und krähten und gurrten „Wir sind die Hühner“ und später „Wir sind alle Hühner des Weiten Landes“.

Das erschreckte den zähen roten Hahn genauso wie den fetten schwarzen. Die da krähten und gurrten, sammelten sich aus der Richtung, aus der morgens die Sonne aufstieg. Sie pickten, schurrten und kratzten am tiefen Graben.

Bald war der an einigen Stellen zugescharrt. Wege wurden gelegt und Brücken geschlagen. Allerorts wurde freudig gegackert und die Hymne vom großen Weiten Land gekräht.

Der alte ganz rote Hahn und seine alte ganz rot gefiederte Riege wurden vom Hügel verjagt und ... gejagt.

Der alte ganz schwarze Hahn und sein schwarz gefiedertes Gefolge hingegen wurden mit verklärten Hühnerblicken angegackert, bekräht und begurrt von denen aus dem Lande, wo die Sonne morgens früher aufstieg.

Der schwergewichtige schwarze Hahn reckte seine alten Knochen zu voller Größe und plusterte sein abgewetztes Gefieder mächtig auf. Er, den das Zuscharren des tiefen Grabens im Schlafe überrascht hatte, stolzierte nun auf die andere Seite des ehemals tiefen Grabens. Er krähte den Schwarz- und Buntgefiederten zu und gegen die Rotgefiederten an, daß nunmehr die Wiesen noch saftiger, die Felder noch ertragreicher gedeihen würden und das kleine Weite Land bald ein blühender Garten sein würde.

Von nun an wurde alles Rote verteufelt und alles Schwarze wertgeschätzt. Und alsbald fielen schwarzgefiederte Hühner über das her, was die rotgefiederten sich mühselig erscharrt hatten. Die ersehnten versprochenen „goldenen Eier“ die über den ehemals tiefen Graben kamen, erwiesen sich zumeist als faul, und statt der blühenden Gärten gab es bald im ehemals kleinen Weiten Land viele „an Leib und Seele leidende Hühner“. Einigen ging es nun besser, anderen nun schlechter.

brutfähig bäugte. Der alte fette schwarze Hahn hingegen schlug nachts, wenn er sich unbeobachtet fühlte, wohlgefällig mit den Flügeln und gurrte sich in den Schlaf. Dann träumte er von den gutgläubigen Hühnern auf der anderen Seite des ehemals tiefen Grabens und von den vielen Pfründen für seine Gefolgschaft, die noch zu verteilen waren.

Aber wie es das Hühnerschicksal so wollte, fiel er eines Tages von der so sicher geglaubten Stange, und bald schissen andere, buntgefiederte Hähne auf seinen angestammten Platz.

Die Geschichte verlief weiter und wurde zu einer unendlichen.

Der neue Hahn auf der oberen Stange trug einige rötlich schimmernde Federn im Gefieder. Die zeigte er besonders gern denen von der anderen Seite des ehemals tiefen Grabens. Ansonsten hielt er am traditionellen Gegacker des großen Weiten Landes fest ... basta.

Die gutgläubigen, enttäuschten Hühner von der Seite des ehemals tiefen Grabens, wo morgens die Sonne aufstieg, scharren wieder selbstbewußter.

Viele erinnerten sich der einst saftigen Wiesen und fruchtbaren Felder, die heute brachlagen, und sie gackerten wieder so, wie sie es einst gewohnt waren und ... fanden das gar nicht so schlecht. Sie waren zwar von der Geschichte gezeichnet und wider Willen schwarz gesprenkelt worden, aber sie waren noch da und krähten und gurrten über das Hier und Heute, es klang wieder frischer, kraftvoller. Und in ihren Köpfen, denen mit und ohne Kamm, empfanden sie die Farben des Regenbogens, besonders die zum Rot hin, richtig gut.

Letzte hatten nichts mehr zu scharren, und folglich hatten sie auch weniger Körner. Die satten, fetten Hühner, die mit dem schwarzen Gefieder, hatten das „Gackern“ auf dem Hügel, auf den Stangen und in den Nestern und duldeten die nun benachteiligten Hähne und Hennen nur wider Willen. Die wurden aus dem nun größeren Weiten Land aus allen Hühnergeschäften ausgestoßen und als faul und nicht

Inzwischen war auch der obere Hahn, der mit den einzelnen rot schimmernden Federn, die er so gern zeigte, wenn ... abgestürzt.

Ausgerechnet eine Henne aus dem kleinen Weiten Lande, von der Seite des ehemals tiefen Grabens, hatte ihn von der Stange geschubst. Sie war da aus einem schwarz gesprenkelten Ei geschlüpft und verlebte ihre Kükenjahre mehr im Schatten als im lichten Kreise derer, denen die „Sonne zur Freiheit, zum Licht“ schien.

Nachdem sie, als man wenig Hennen hatte, auf die obere Stange geflattert war, sollte nunmehr ein Gurr-Ruck durch das große Weite Land gehen. So hatte sie es vergurren lassen.

Die Hühner im großen Weiten Land scharren weiter fleißig, ungerührt von dem Gurr-Ruck-Rock, das sie ohnehin nur als leichtes Gurr-Rückchen erreichte ... wenn überhaupt.

Derweil führen die oberen Hähne und Hennen, die ganz schwarz gefiederten und die mit den etwas rot schimmernden Federn auf dem großen Hügel des großen Weiten Landes die neuinszenierte Seifenoper „Farbenkampf“ auf. Ohne größere Besucherresonanz. Aber bekanntlich nehmen Hühner kaum Anteil am Theaterleben.

Da gleicht doch ein Blick zum alles umspannenden Regenbogen mit seiner Farbpalette, besonders hin zum Rot, einem vielfach geäußerten Wunsch für die Zukunft.

Fregattenkapitän a. D. Peter Rath

Unser Autor ist Theodor-Körner-Preisträger. Er war Leiter der Zentralen Arbeitsgemeinschaft Schreibender Matrosen der DDR-Volksmarine und trug Verantwortung für das Haus der NVA in Rostock.

Das hier abgedruckte Kapitel ist dem im Selbstverlag erschienenen Buch „Palaver aus dem Seesack. Geschichten aus dem Alltag des Charly R.“ entnommen.

